Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.; VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Donnerstag, den 19. Juli 1917.

Die jüngste irische Wahl.

Die vor kurzem im irländischen Distrikte East Clare abgehaltene Wahl ergab die Entsendung eines Radikalen, des Sinn Fein-Kandidaten de Valera, in das Unterhaus anstelle des nationalistischen Bewerbers; der Wahlbezirk war bisher von einem Mitgliede der letzteren Partei vertreten gewesen, dem vor einigen Wochen verstorbenen William Redmond, Bruder des bekannten Parteiführers. Die Erwählung Valeras erfolgte mit sehr ansehnlicher Mehrheit und ist der dritte Sieg, den die Sinn Fein-Bewegung im Laufe des Jahres über die Regierung erzielt hat. Denn wenn auch in keiner der drei Wahlen der Gegner des Sinn Fein-Kandidaten direkt als Kandidat der Regierung auftrat—auch mit den Nationalisten hat sie fortwährend Reibereien und Kämpfe—so erfreute er sich doch als das kleinere der beiden unvermeidlichen Uebel in reichlichem Maße ihrer Unterstützung, und eine Niederlage der Nationalisten ist daher gleichzeitig auch eine Niederlage der augenblicklichen Machthaber in London.

Daß die britische Presse von dem Wahlergebnisse nicht entzückt sein würde, war vorauszusehen, nicht aber die Besorgnis, mit welcher ihre Kommentare zur Wahl, soweit sie hier bekannt sind, erfüllt sind. Der dreifache Sieg der Sinn Feiners muß denn doch mehr zu bedeuten haben, für die Lage in Irland bezeichnender sein, als bei oberflächlicher Analysierung des Wahlresultats sich zu ergeben scheint. Mehrere Londoner Zeitungen geben unverhohlen ihrer Ansicht und ihrer Furcht Ausdruck, daß die Tage der irischen Nationalistenpartei gezählt seien, und daß infolge dessen einer der Grundpfeiler des Reichs, die untrennbare Verbindung Englands und Schottlands mit Irland, bedenklich erschüttert sei. Denn die letzten Ziele der Sinn Fein-Bewegung sind vollständige Lostrennung, politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit Irlands von Großbritannien. Diese Ultraradikalen sind schon längst nicht mehr zufrieden mit Selbstverwaltung, auch wenn diese noch viel weiter gehen sollte, als die Home Rule-Vorlage der Regierung in Aussicht stellt; sie sehen für Irland keinen Vorteil darin, im britischen Parlamente vertreten zu sein, und beabsichtigen daher auch nicht, das Mandat, das die Wähler ihnen gegeben haben, auszuüben; und sie betrachten auch die von Lloyd George einberufene allirische Konferenz als verlorene Liebesmühe, zumal nach ihrer Ansicht die meisten Vertreter der Provinz Ulster kein Recht haben, in rein irischen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen.

Unerbetene Ratschläge.

Die National Security League ist eine Privatgesellschaft, die sich berufen fühlt, für die Sicherheit und die Wohlfahrt dieses Landes einzutreten, obgleich unsere Behörden kaum auf private Hilfe zur Sicherung des Landes angewiesen sein dürften.

Aber die National Security League will ein Uebriges tun und zunächst den Deutschen im alten Vaterland den Star stechen, weil man drüben nach ihrer Ansicht in den Amerikanern deutscher Abkunft immer noch so eine Art von Verbündeten sieht. Das Exekutiv-Komitee der League hat deshalb in seiner letzten Sitzung folgende Beschlüsse gefaßt:

„Sei es beschlossen, daß die National Security League alle organisierten Gesellschaften von Deutschen und von Personen deutscher Abkunft auffordert, sich öffentlich zu versammeln, durch öffentliche Erklärung gegen die deutsche Regierung Stellung zu nehmen und ihr Gebahren und ihre Kriegsführung zu verdammen, und dadurch ihre Loyalität der Regierung der Vereinigten Staaten gegenüber darzutun, und

„Sei es ferner beschlossen, die amerikanische Presse im allgemeinen und die deutsche Presse in Amerika im besonderen aufzufordern, öffentliche Erklärungen und Betätigung der Deutschen in Amerika in patriotischer Unterstützung der Regierung der Vereinigten Staaten zu befürworten, und

„Sei es ferner beschlossen, alle Bewohner der Vereinigten Staaten von deutscher Geburt oder Abkunft aufzufordern, einzeln und gemeinsam Maßnahmen zu ergreifen, um ihren Verwandten und Bekannten in Deutschland und mit Deutschland verbündeten Ländern die Ueberzeugung beizubringen, daß der Krieg nur durch eine vollkommene Niederlage der Regierung der Zentralmächte von Europa bei ihrem Versuche, ohne Berücksichtigung der Rechte anderer Nationen zu erobern und sich auszudehnen, zu Ende kommen kann."

Die National Security League braucht sich wahrhaftig nicht den Kopf über die Amerikaner deutscher Abkunft zerbrechen. Sie sollte sich zunächst merken, daß die Deutschen in Deutschland nicht so dumm sind, in ihren hiesigen Stammesgenossen Verbündete zu erblicken. Wenn die League imstande wäre, sich über das, was die Zeitungen in Deutschland über die Deutsch-Amerikaner in den letzten Wochen geschrieben haben, zu informieren, so würde sie zu der Ueberzeugung kommen, daß eine Gemeinschaft zwischen den Deutschen und den Deutsch-Amerikanern nicht existiert und überhaupt niemals existiert hat, soweit politische Verhältnisse in Betracht kommen. Die „Kreuzzeitung" schrieb z. B., die Deutschamerikaner sollten das „Deutsch" künftighin gefälligst bei Seite lassen, denn sie wären weiter nichts, als was die Amerikaner anderer Abstammung auch wären, soweit es sich um deutsche Interessen handelte.

Daß die deutsche Presse und die deutschen Vereine Erklärungen abgeben sollen, daß sie die Regierung der Vereinigten Staaten patriotisch unterstützen werden, ist ein Verlangen, das infolge des indirekt darin ausgesprochenen Mißtrauens nahezu an eine Beleidigung grenzt. Die amerikanischen Bürger deutscher Abkunft haben, ob sie nun einem Verein angehören oder deutsche Zeitungen lesen, bei Erwerbung des amerikanischen Bürgerrechtes einen heiligen Eid geleistet, die Konstitution dieses Landes aufrecht erhalten zu wollen, sie haben jede Verbindung und jede Anhänglichkeit ihrem früheren Vaterlande oder dessen Herrscher gegenüber abgeschworen. Sie haben das vor den zuständigen Behörden dieses Landes getan und brauchen es nicht vor Privatgesellschaften zu wiederholen, die sie in heimlichem Verdacht haben, ihrem Eide nicht getreu zu sein.

Daß die Amerikaner deutscher Abkunft ihren Verwandten drüben die Ansicht beibringen sollen, daß nur der Sturz der Regierung den Krieg zu Ende bringen könne, ist Unsinn. Erstens fehlt den Deutsch-Amerikanern jedes Mittel, um mit ihren Verwandten drüben in Verbindung zu treten und zweitens haben sie nicht die geringste Veranlassung, sich in die internen Angelegenheiten des deutschen Volkes zu mischen. Der Kaiser hat selbst gesagt, er kenne keine Deutsch-Amerikaner, sondern nur Deutsche oder Amerikaner und die Amerikaner, die in Deutschland geboren sind, betrachten sich als Amerikaner ohne jeden auswärtigen Anhang und ohne Hintergedanken. Sie haben mit Deutschland nicht das Geringste mehr zu tun und haben ebenso wenig Grund, wie die National Security League, den Deutschen zu sagen, was sie hinsichtlich ihrer inneren Verhältnisse tun sollen. Was zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu tun und zu verhandeln ist, werden und können sie ruhig der Regierung überlassen, die ganz genau weiß, daß die Deutsch-Amerikaner ihre Pflicht tun.

Eine moralische Ohrfeige.

„Griechenland macht mobil gegen die Zentralmächte ohne Kriegserklärung", so wird aus Washington gemeldet, gleichzeitig mit der Ankündigung des Besuchs einer Bettelkommission aus Griechenland, die man natürlich nicht mit leeren Händen zurückreisen lassen wird. In Rußland betrachtet man den Regierungswechsel in Griechenland ganz anders wie hier. Man mag von den Petersburger Wortführern des „neuen Rußland" denken, was man will, eins kann man ihnen nicht absprechen: den Mut ihrer Ueberzeugung. Einen neuen Beleg dafür brachte das Amtsblatt der provisorischen russischen Regierung in einer unzweideutigen Erklärung, die sich mit dem alliierten Vorgehen gegen Griechenland befaßte. Darin hieß es: Die provisorische Regierung kann sich nicht enthalten, die Methoden, die zur Erzwingung des griechischen Thronwechsels angewandt wurden, mit Mißfallen zu betrachten. Sie hält jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten Griechenland's für unzulässig. Deshalb erhob sie Einspruch gegen den mit Gewalt herbeigeführten griechischen Herrscherwechsel, und deshalb verbot sie russischen Truppen kategorisch die Teilnahme an der Expedition im südlichen Griechenland. Mehr als je müßte gerade jetzt die peinlichste Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen genommen werden! Eine kräftigere moralische Ohrfeige, wie sie hier von der ganz und gar unverdächtigen russischen Seite England und Frankreich und denen versetzt wurde, die sich stillschweigend zum Mitschuldigen an jener tragischen Verleugnung urdemokratischer Prinzipien machten, hätte selbst der schärfste Alliiertengegner nicht austeilen können. Das griechische Kapitel bleibt, man kann es drehen und wenden, wie man mag, für alle Zeiten ein schwarzer Fleck in dem alliierten Schuldbuch.

Senator Reed Attacks Herbert Hoover as Gambler in Foods!

(By Charles Michelson, Chic. Herald)

Washington, July 17. — Charges that Herbert Hoover, President Wilson's choice for food director, is himself a food gambler, were made in the senate by Senator Reed of Missouri.

For more that two hours Senator Reed criticised Mr. Hoover, declaring his residence abroad had kept him out of touch with American ideals.

"I know it is heresy to disagree with department heads who send bills in to us," said the senator. "This idea of putting Mr. Hoover in this J. Rufus Wallingford job was handed to us by the adminisration.

"Now, I want to impress on the Senate Mr. Hoover's long residence abroad and the fact that he has been out of the United States practically since he was 23 years old. He's been so long away that he is quite a stranger here."

READS HOOVER'S RECORD.

The Missouri senator read from Who's Who that Mr. Hoover was born in West Branch, Iowa, Aug. 10, 1874, and that his vocation was given as that of mining engineer. He read of Mr. Hoover organizing mining companies in England, France, China and South America and said he was described as a "promoter."

"One of the firms for which he was executive was mining in Borneo, where American superintendents and foreman ruled over working scores of head-hunters. Perhaps that was where he got the idea of being supreme boss to regulate the diet of the American people," observed Senator Reed, "and after spreading himself all over the country he settled himself down in London, where he has a mansion in Kensington and where he described himself as a 'liberal' in politics—not a Republican or a Democrat or a Populist, but a liberal.

QUOTES FROM INTERVIEW.

"In an interview recently this Mr. Hoover said he wanted to come back home so he could 'get into the big game.' He explained this was not the money game and not exactly the political game, but the real game.

"Whatever that means, I leave it to the senators to interpret. The government has been watching him, he told his interviewer, and especially, I suppose, that quiet gentleman who looks around for the President."

Senator Reed characterized Mr. Hoover as "the foremost war gambler in the wheat market." When Belgium needed wheat, he said, Mr. Hoover, with $250,000,000 of the Belgian relief funds, manipulated the Chicago market so that the price, as a result of his operations, went way up.

"He started in to speculate on beans," said Mr. Reed. "He bought 1,000 tons of beans at a low price, then, when the market went up, dumped them in. Later on he did it again.

AMERICANS HAD TO PAY.

"He made money on his own manipulation, but the people of this country had to pay for the fun he had out of it. America paid more for beans than the price Mr. Hoover got for Belgium through his rigging the market.

"Those in this Senate who got blackfaced with enthusiasm over Mr. Hoover and suggested the penitentiary, the torch, scaffold and thumbscrew for food gamblers, would do well to ponder over the fact that his own gambling in the wheat and bean market shot up prices in the American market while he was carrying on abroad.. The same was true with articles of clothing—everything he gambled in."

Then Senator Reed compared Hoover with Leiter as a food gambler.

USED FOR BELGIUM.

"Not," he said, "that he used the profits for himself; he used them for the unhappy people of Belgium. But what right had he to rig the market and put the provender of 104,000,000 of Americans at the starvation point to feed the people of another land?

"The fact that part of his stake was the money sent over by America makes it doubly wicked. Nobody gave him this money to gamble with."

"Do you seriously mean to accuse Mr. Hoover of gambling in the produce exchange?" protested Lewis of Illinois.

"Just that," replied Reed, "and I challenge the doubting Thomases of this Senate to call an investigation and put Mr. Hoover on the stand.

"Let them see if he was not one of the chief instruments in having brought about the deplorable condition which he now offers as the reason for this food legislation.

ALLIES BOOST PRICE.

"He has admitted in his evidence before a House committee that competitive bidding between the allies forced the price of food up. He failed to say HE had been one of the bidders, or the HEAD of the syndicate that did the bidding."

Quoting from one of Mr. Hoover's bulletins, in which it was stated that the American people would have to eat more perishable food in order that more wheat might be sent to Europe, Reed stormed:

"Where did he get the idea that he is going to order the American people to do his bidding—in Borneo, in China, driving coolies? A man who would vote to give Mr. Hoover the power he craves, after such a statement, in unworthy of a seat in Congress."

Das knochentrockene Gesetz in Kansas!

Verhaftung von Farmern, die in Kansas Spirituosen einführen.

Roy Hubbard, Hilfs-Staatsanwalt von Kansas, ist entschlossen, das „knochendürre Gesetz" in Kansas, so weit als es in seiner Macht steht, unerbittlich durchzuführen. Gegen die Heims Brauerei und die Great Western Bahn hat er zwar in letzter Woche den Kürzeren gezogen u. mußte zwei Waggonladungen Bier durch Kansas Gebiet nach Punkten in Missouri passieren lassen. Aber nicht nur Eisenbahnen, auch Farmer schmuggeln den Whiskey nach Kansas ein und bringen die trockene Sittlichkeit der Kansasser in Gefahr. Am Samstag Abend hatte J. G. Dempsey, ein in der Nähe von Kansas City, Kans., wohnender Farmer versucht, durch die Schnelligkeit seines Automobils den für den Sonntag berechneten Vorrat von geistiger Stärkung in Sicherheit zu bringen. Aber die Polizei in Rosedale hat gute Nasen und kann es einem Auto anriechen, ob es Gemüse oder verpönte Getränke mit sich führt. Dempsey mußte anhalten und anstatt nach Hause nach dem Polizei-Hauptquartier in Kansas City, Kans., fahren. Diesmal hat Hubbard zwar keine zwei Waggonladungen Bier erwischt, aber doch vier Kisten Bier und eine Quantität Whiskey. Seine Freude ist auch größer als damals als er die zwei Waggonladungen Bier beschlagnahmte, denn diesmal hat er das Gesetz auf seiner Seite und Dempsey wird nichts mehr von dem Stoff zu sehen bekommen. Die Verwandten des Missetäters stellten $1000 Bürgschaft, um Dempsey wenigstens bis zu seinem Prozeß, in welchem er ohne Zweifel verurteilt wird, die Freiheit zu geben. Wenn Hubbards Plan gelingt, dann wird sich kein Farmer in Kansas mit Bier oder Whiskey den Magen verderben, ausgenommen er kommt in das lasterhafte Missouri und trägt in seinem Bauch das nach Hause, was er in Gefäßen nicht über die Kansas Grenze tragen darf.—„K. C. Presse".

(So wird's auch bald in Nebraska kommen!)

Während einer Debatte im Senat stritten sich Ende letzter Woche die Herren Stone und Williams darüber herum, wer für den Krieg verantwortlich ist, ohne zu einer Einigung zu kommen. Merkwürdig. Da müht sich Herr George Creel redlich damit ab, ein kleines Weißbuch in der Westentasche zu schreiben, und haarklein auseinanderzusetzen, „wie der Krieg nach Amerika kam", und nun gibt es noch im Bundessenat Leute, die nicht so recht daran glauben wollen.

Achtung, Sänger!

Alle Aktive des Omaha Musikvereins sind dringend ersucht, sich zu zu der heute abend stattfindenden Probe einzufinden. Auch passive Mitglieder sind herzlich willkommen.

R. C. Strehlow, Präs.
Fred Daiker, Sekr.

Es wird sich in Bälde zeigen, ob diese Krisis für Deutschland ein Verjüngungs- oder ein Verjunkerungsprozeß gewesen ist.

Eine Schreckensnacht

Von Karl Pauli.

„Mutter sehr gefallen. Komme sofort! Otto."

Dieses Telegramm schreckte mich vom Stammtisch auf. Der Depeschenbote hatte es mir dahin gebracht. Der Mann kannte mich schon. Um Gottes willen, was war da passiert? Natürlich mußte ich sofort reisen! „Kellner, das Kursbuch! — Meine arme, gute Mama, gefallen, sehr gefallen! — Das Kursbuch, Kellner!" Aber wie in aller Welt kam sie denn von meinem schlesischen Heimatstädtchen nach Rotenhausen, zu meinem Vetter Otto? — „Zum Donnerwetter, Kellner, das Kursbuch, hören Sie denn nicht!" — Sie sagte doch immer, sie könne den Geruch nicht vertragen. Mein Vetter Otto betrieb nämlich in Rotenhausen ein Fettwarengeschäft, und zuweilen kam es vor, daß das Fett nicht ganz frisch war. — Na endlich! Berlin-Rotenfels—Berlin-Rotenhausen. Schnellzug — is nicht! Eine himmlische Verbindung! Kein direkter Zug!— Halt, hier ist Anschluß über — Seite 116; Zug 10 über — über Grauenheim! — Ah, dort bleibt der Zug liegen, geht aber um 6 Uhr 15 Minuten vormittags weiter! Da war keine Minute zu verlieren!

Natürlich regnete es. Es regnet immer, wenn ich reise. „Kutscher! Nach dem Anhalter Bahnhof!"

Endlich saß ich im Coupé! Endlich setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war eine fürchterliche Nacht! — je weiter wir uns von Berlin trennten, desto mehr nahm der Sturm zu, desto heftiger prasselte der Regen gegen die Scheiben. Dabei stieß und rüttelte der Zug, als ob er über einen altrömischen Knüppeldamm führe. Endlich, Mitternacht war schon vorüber, langten wir in Grauenheim an. Dort gab ich zunächst ein Telegramm auf, welches meinen Vetter von meiner Reise und meinem Kommen unterrichtete, alsdann suchte ich eine Stelle, wo ich diese Nacht mein müdes Haupt niederlegen könnte. Das war nun leichter gedacht wie ausgeführt. Grauenheim schien wirklich die Absicht zu haben, seinem Namen Ehre machen zu wollen, denn erstens herrschte allenthalben eine so kohlpechschwarze Finsternis, daß sich die bekannte ägyptische Finsternis dagegen wie eine Illumination ausnahm, zweitens konnte ich auf dem Bahnhof, mit Ausnahme des Vorstehers, der nicht fortgehen durfte, kein menschliches Wesen erblicken, und zum dritten war der einzige Wagen, der im Umkreise einer Viertelstunde zu entdecken war, eine alte Schubkarre, der zum Ueberfluß auch noch das Rad fehlte.

Sicher stünde ich noch auf dem Bahnhofe von Grauenheim, wenn ich nicht endlich doch fortgegangen wäre, und da sich der gute Mensch in seinem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt ist, so fand ich auch richtig den rechten Weg, der in ein linksstehendes Gasthaus führte. Dort war noch Licht. Lauter Lärm schallte mir aus dem Gastzimmer entgegen, verstummte jedoch völlig bei meinem Eintritt. Es waren außer dem Wirt und der Wirtin etwa sechs bis acht Gäste im Zimmer, die mich mit neugierigen, und wie mir schien, auch mißtrauischen Blicken musierten.

Auf meine Frage: „Ob ich für die Nacht ein Zimmer erhalten könne?" erhielt ich zunächst keine Antwort, aber die acht Gäste sahen sich gegenseitig geheimnisvoll an, und der Wirt und die Wirtin zogen sich in die entfernteste Ecke zurück und flüsterten zusammen.

Das kam mir verdächtig vor!

Endlich kam der Wirt auf mich zugeschlichen, sah mir steif ins Gesicht und fragte:

„Wie lange wollen Sie denn bleiben?"

„Nur diese eine Nacht!"

„Hahaha!" lachte einer der Gäste grell auf.

Der Wirt schlich wieder zu seiner Frau, die mir fortwährend schielende Blicke zuwarf, und wieder tuschelten beide höchst angelegentlich zusammen.

Das kam mir sehr verdächtig vor.

„Ja," sagte endlich der Wirt, „Sie können ein Zimmer haben." Die Wirtin entfernte sich leise und schleichend.

„Hahaha!" lachte wieder der eine Gast.

„Was hat denn der Kerl immer zu lachen," dachte ich. Dann bestellte ich ein Glas Bier. Aber das Wort wäre mir beinahe in der Kehle stecken geblieben, denn kaum hatte ich den Mund zum Sprechen geöffnet, als ein donnerähnliches Krachen, Poltern, Aechzen und Stöhnen in den oberen Räumen des Hauses losbrach, daß man glauben konnte, der jüngste Tag sei gekommen. „Donnerwetter!" sagte ich, um nur etwas zu sagen, denn die stumm dasitzenden Philister, die mich fortwährend anglotzten, genierten mich. „Da ist ja ein Lärm, daß die Toten aufwachen könnten."

„Hahaha," lachte der unheimliche Gast wieder grell und höhnisch auf, — „ja, wenn die erwachen würden, gelt, Wirt, das wär' dir gar nicht recht?"

„Halt's Maul!" brummte dieser, und mir schien, als würde er plötzlich einen Schein fahler.

„Das kam mir höchst verdächtig vor! Was hatte der Wirt die Toten zu fürchten, hatte er etwa schon selbst welche in den Himmel befördert? Am liebsten wäre ich fortgegangen, aber Vorsicht und Scham verboten mir, Furcht zu verraten, auch war es zu spät, denn eben trat die Wirtin herein und meldete, daß mein Zimmer bereit sei.

Eine rothaarige, schielende Magd leuchtete mir die Treppe hinauf, deren Stufen unheimlich knarrten. Aus dem Zimmer, welches ich eben verlassen, tönte das grelle Lachen des Gastes, lauter, unheimlicher, kreischender, wie vorher. Ein ekelhafter Kerl mit seinem Gelächter!

Die Magd führte mich durch einen langen, dunklen Gang, in dem allerhand Gerümpel, Schäffer und Tonnen standen. Am Ende desselben angekommen, riß sie eine breite, niedrige Tür auf, deren verrostete Angeln sich kreischend drehten. Ein Luftzug, kalt und eisig, fuhr mir entgegen, die Flamme des Lichtes flackerte heftig auf, unruhige Schatten huschten die Wände entlang, und eine Tür fiel mit donnerähnlichem Krachen ins Schloß! Brrr — unheimlich — aber nur keine Angst zeigen. —

„Geben Sie das Licht! — Gute Nacht!"

Ich nahm der Magd den Leuchter aus der Hand und trat über die Schwelle. Zuerst den Riegel vor! — Ja, Kuchen, es war keiner vorhanden. Ich öffnete die Tür wieder, um den Schlüssel hereinzunehmen; — der Schlüssel fehlte.

Donnerwetter!

Ach, was Unsinn, mit der albernen Angst, was kann denn passieren?! Kerl, du hast gegen die Türken gefochten und hast dich hier wie eine kranke Jungfrau!

Das Zureden half, mehr neugierig als besorgt musterte ich die Ausstattung des Zimmers. — Kahle Wände, dürftige Möbel — und auf der Diele ein großer, dunkler Fleck, — war das Blut? —

„Du sollst die albernen Gedanken lassen!" schrie ich mich endlich an, und ohne mich weiter eines Wortes zu würdigen, legte ich mich zu Bett. — Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen haben mochte, als mich ein eigentümlich warmes Gefühl an meiner Kehle aufweckte. Schlaftrunken fasse ich nach dem Halse. — Allmächtiger Gott! Das ist Blut! Heiß und dick rieselt es an meiner Kehle hinab — wie gelähmt lasse ich die Hand sinken und schlage die Augen auf.

Entsetzlich — vor meinem Bett, über mich gebeugt — seine Blicke in wilder Mordlust auf mein Antlitz geheftet, ein blitzendes Messer in der Hand, steht der Mörder — ich liege wie erstarrt vor Schreck und Entsetzen — er hebt den Mordstahl, der das tödliche Werk beenden soll — aber, da wich auch die Erstarrung von mir. Im Nu fahre ich auf und halte ihn an der Kehle!

„Das Messer weg! Das Messer weg! Hilfe! Hilfe!"

Ein greuliches Ringen erfolgt.

„Hilfe! Hilfe! winselt der Elende unter meinem eisernen Griff.

„Rufst du deine Mordgesellen, Schurke! Lass' sie nur kommen, ich nehm's mit allen auf!" rufe ich. — „Wirf das Messer weg, Elender, oder ich erwürge dich." —

„Ach Herrjeses — ach Herrjeses," wimmerte der Mordbube, schlotternd in die Knie sinkend und das Messer fallen lassend. Rasch bemächtigte ich mich seiner. Es ist ein haarscharf geschliffenes Rasiermesser. Aber dem Schuft ist es gelungen, sich frei zu machen, er flüchtet in eine Ecke und schreit um Hilfe, daß es gellend durch alle Räume zetert.

Das Messer in der Hand, trete ich auf ihn zu.

„Jetzt gestehe, Elender, warum wolltest du mich morden?"

„Ach tun Sie mir nichts! Tun Sie mir nichts, ich habe Frau und Kinder!"

„So? Aber meinen zukünftigen Kindern glaubtest du den Vater vorenthalten zu dürfen? Gestehe, Schuft, warum wolltest du mich morden?"

„Ich? — Sie — aber — —"

„Ja, rede, verruchter Mörder, was tat ich dir? Warum wolltest du mich meucheln?"

„Aber das — —"

„Du sollst antworten, warum wolltest du mich massakrieren?"

„Massakrieren nicht, rasieren wollte ich Sie."

„Wa — wa — was?"

„Ja," fuhr er mit dem Tone der gekränkten Unschuld fort, — „rasieren wollte ich Sie. — Hier in dem Zimmer wohnt nämlich der Eisenbahnassistent, und den muß ich, weil er immer sehr zeitig Dienst hat, früh im Bett rasieren. — Ich hatte ja keine Ahnung, daß Sie heute nacht hier schlafen, ich dachte, Sie wären der Herr Assistent, sehen Sie nur in den Spiegel, eingeseift sind Sie schon!"

„Eingeseift bin ich schon?" — wiederholte ich stammelnd und griff nach meinem Kinn, richtig! Das war weißer Seifenschaum und kein Blut, wie ich vorhin geglaubt. —

Jetzt wurde die Tür aufgerissen, und der Wirt, gefolgt von den gesamten Hausbewohnern, erschien, bewaffnet mit einem Dreschflegel, auf der Schwelle.

Die Aufklärung erfolgte schnell und der Wirt bestätigte die Aussagen des Barbiers, indem er sich zugleich entschuldigte, nicht an dessen Kommen gedacht zu haben. „Der Herr Assistent ist auf ein paar Tage verreist," schloß er, „und da dachte ich, Sie könnten die eine Nacht ruhig hier schlafen, wer denkt denn auch an so etwas!" —

„Was ist denn hier los!?" tönte plötzlich von unten her eine bekannte Stimme, und im nächsten Augenblick erschien mein Vetter Otto hinter dem lachenden Gesinde.

„Mensch!" rief er, „wie kommst du denn auf die Idee, nach Grauenheim zu fahren?" — „Ich bin doch auf dem Wege zu dir!"

„Das konnte ich etwa aus deiner Depesche entnehmen. — Aber warum denn?"

„Na, du hast mir doch telegraphiert, ich sollte kommen!" sagte ich.

„Was?" rief er. „Ich habe dir telegraphiert, komme sofort, spätestens morgen! Das heißt doch im Telegraphenstil: „Ich komme morgen"." —

„Nein," sagte ich, „da schreibt man: „Treffe morgen ein!" Vor allem aber, wie geht es meiner Mutter?"

„Wie soll ich denn das wissen?"

„Sie ist doch bei dir!"

„Wer? Deine Mutter?"

„Nun ja, du teiltest mir doch mit, daß sie verunglückt sei!"

„Wer? Deine Mutter?"

„Gewiß — sie sei gefallen!"

„Du scheinst auf den Kopf gefallen zu sein!"

Statt aller Antwort zog ich das Telegramm hervor und reichte es ihm.

„Das soll „Butter" heißen!" schrie er lachend auf. „Hast du denn meinen Brief nicht bekommen?"

„Nein!"

„Du solltest doch zehn Faß Butter für mich kaufen, da sie aber sehr im Preise gefallen ist, telegraphierte ich ab. Heiliger Januarius, das ist ja ein ganzer Nationenkrieg von Mißverständnissen!"

„Gott sei dank, wenigstens ist meiner guten Mutter nichts passiert. — Schreibt der Mutter statt Butter — und darum eine Nacht im Grauenheim! — grauenhaft!" —

A Pris Tabak.

„Woaßt D', Frangl", meant der alte Spieß,
„Sagt oaner, was er mag,
Es geht nix über a' guate Pris
Und übern Schnupftabak.

Der ruamt Dir d' Nasen anders um
Und fahrt Dir frisch ins Hirn,
A guate Pris muaß — waar' net dumm
No' dö groß' Zehan g'spur'n.

Da gibt 's oft Leut', dö san recht lab,
Schmaroher, woaßt D', recht g'schwoll'n,
Dö lassen dö guat' Gottesgab'
Af'n Erdbod'n abifall'n.

Mit so an' Lalli laß Di' nur
Af koan' Dischkurs net ei',
Dö ham ebbs anders af der Lur,
Wenn I' sag'n: „I bin so frei."

Und ziehg'n aa d' Madl d' Nasen auf
Wenn I' wo san' schnupfen seh'n,
Und gibt Di' oane deswegen auf,
Dö hat Di' g'erst net mög'n.

Der Dokta sagt, es waar' net g'sund,
Dös Schnupfa. Und derweil
Nimmt Prisen Dir der g'spai Kund'
Als wie a Högerl Heu.

So mag i 's! Der Herr Pfarrer gar
Mag aa a Pris beim Bier,
Und trifft D' 'n wo, da hat 's koa' G'fahr,
Liegt 's Doserl beim Brevier.

Da' sagn, es waar' a Sauerei
Und machen a Getös'.
I schnupf' und denk' mir bloß: „O mei'
Des seid's halt scho' nervös'!"

— Kathederblüte. Professor (welcher über griechische Götter vorträgt): „Meine Herren, wenn Sie nicht aufmerksam sind, werden Ihnen die griechischen Götter ewig spanische Dörfer bleiben."

— Noblesse oblige. Seit der Cohn sich ein eignes Haus gebaut hat, ist er so vornehm geworden, daß er seinen Kakadu immer mit Kaka-Sie anredet."

— Berufsmäßige Revanche. Richter: „Sie sind also der Färbergehilfe Schmierke. Warum haben Sie den hier anwesenden Kläger, — Ihren Kollegen, mißhandelt?"

Angeklagter: „Er hat mich angeschwärzt, deshalb hab' ich ihn durchgebläut."

— O weh! — Ihre Frau hat Gemüt.

— Und doch kann sie sehr ungemütlich werden!